
Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 228 Bromberg, den 4. Oktober 1935

Tresor 226.

Kriminalroman von Richard Marsh.

(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der nächste Besuch galt einer Firma von Patentanwälten. Hier zeigte sich Bruce weit sachkundiger als bei den Elektroingenieuren. Rodway entwickelte in kurzen Zügen Wesen und Zweck seiner Erfindung und fragte, ob die Möglichkeit bestehe, ein umfassendes Patent zu erhalten. Die vorsichtigen Anwälte erklärten, die Sache prüfen zu wollen, und baten die beiden Besucher, in einigen Stunden wiederzukommen. Die Pause wurde durch ein Lunch in einem benachbarten Restaurant ausgefüllt. Die Antwort. die sie danach von dem Seniorchef des Patentbureaus erhielten, war durchaus günstig. Er erklärte, die Patentfähigkeit stehe außer Frage, da in keinem Lande ein durchführbares Patent bestehe und schon der Umstand der Brauchbarkeit von Rodways Erfindung, wenn diese erwiesen ist. die Neuheit verbürge.

Bei ihrer Rückkehr in die Werkstatt Rodways fanden sie die kleine Lokomotive mit ihrer Last von Ziegelsteinen noch in vollem Lauf. Bruce nahm seine Uhr zur Hand.

„Wir sind jetzt genau sieben Stunden fort gewesen. Zeigen Sie mir nun, daß kein Uhrwerk in der Maschine steckt, und ich bin der Ihre."

Rodway brachte die Maschine zum Stehen und öffnete den Deckel. Bruce sah einen kleinen Elektromotor, dessen Firmenbezeichnung und Nummer er sich notierte, und daneben eine Batterie, nicht viel größer als die einer elektrischen Taschenlampe.

Als Bruce eine Stunde später nach Dulverton Road zurückkehrte, war er Teilhaber des Rodway-Akkumulators.

„Nun? Werden Sie ihn reich machen?" war die aufgeregte Frage Netta Ludlows, als sie ihm in der Diele entgegentrat.

„In erster Linie werde ich mich selbst reich machen", erwiderte Bruce lächelnd.

„Das glaube ich Ihnen nicht. Ich halte Sie für einen Nachkommen jenes Kalifen, der in Verkleidung herumzog, um Menschen Gutes zu tun."

Der junge Mann gab keine Antwort. Er betrachtete einen Brief, den Netta ihm bei seinem Eintritt gegeben hatte. Mechanisch öffnete er den Umschlag. Der Inhalt bestand aus einem Stück Karton in Größe einer Visitenkarte, in dessen Mitte ein rotes Siegel eingeprägt war. Seine Blicke richteten sich auf die Prägung. Sie bestand aus einem geheimnisvollen Zeichen, demselben, das er auf dem braunen Päckchen im Tresor bemerkt hatte.

„Oder ein Bayard — ein Ritter ohne Furcht und Tadel", fuhr das junge Mädchen fort.

Endlich sah Bruce von dem Siegel auf. „Ohne Furcht vielleicht", sagte er mit einem Lächeln, in dem keine Freude lag. „aber ohne Tadel? Da irren Sie sich — leider."

*

Eines Abends nahm Bruce Netta mit ins Theater. In seiner Abwesenheit hatte Mrs. Ludlow einen Besucher — niemand geringeren als ihren Sohn. Theodor Ludlow schien ausgesprochen schlechter Laune zu sein.

„Wo ist Netta?" war seine erste Frage.

„Mit Mr. Smithers im Theater."

Theodor Ludlow war auf das peinlichste überrascht.

„Was?" rief er.

Frau Ludlow wiederholte ihre Antwort mit etwas unsicherer Stimme. Sie hatte von jeher Angst vor ihrem Sohne und konnte sie niemals abstreifen.

„Du hast Netta mit diesem — Menschen allein ins Theater gehen lassen?"

„Warum nicht? Er ist sehr nett zu ihr."

„Mutter, bist du wahnsinnig?"

„Du sollst mit deiner Mutter nicht so sprechen. Keinen Finger rührst du für uns, willst aber hier den Herrn spielen."

„Rede keinen Unsinn — wenn das möglich ist. Ich kann es nicht zulassen, daß Netta sich so bloßstellt. Was sagt Rodway dazu?"

„Was sollte er? Er hat Netta nichts zu befehlen."

„Er ist aber noch immer in sie verliebt, das hat er mir erst vor kurzem gestanden."

„Aber sie nicht in ihn, und das ist entscheidend."

„Wie steht sie mit dem Halunken, der sie heute ausgeführt hat?"

„Warum nennst du ihn einen Halunken? Er ist ein feiner, anständiger Mensch. Ich wüßte nicht, was wir ohne ihn angefangen hätten."

„Warum ich ihn einen Halunken nenne, ist vorläufig meine Sache. Nur soviel will ich dir sagen: wenn Netta sich mit — Mr. Smithers einläßt, werdet ihr bald wünschen, ihn nie gesehen zu haben."

„Es gibt Söhne, die ihren Müttern eine Freude und Stütze sind, aber du gehörst nicht dazu. Du läßt dich kaum sehen, beantwortest meine Briefe nicht, und wenn du uns einmal besuchst, redest du mit mir, als ob ich eine Aufwartefrau wäre. Hoffentlich hast du mir Geld mitgebracht, sonst liegen wir demnächst auf der Straße."

„Dazu bin ich leider nicht in der Lage. Ich bin selbst in der Klemme."

„Das glaube ich dir nicht, Theodor. Du sagst es jedesmal, wenn ich dich um Hilfe bitte. Anscheinend hast du nicht einen Funken Kindesliebe im Leibe."

Sie beugte ihren Kopf über die Hände und weinte leise. Theodor betrachtete sie mit soviel Teilnahme, wie er einem mechanischen Spielzeug gewidmet hätte. Sodann hatte er einen Einfall.

„Warum wendet ihr euch nicht an Rodway? Wie ich höre, ist an seiner verrückten Erfindung doch etwas dran. Und warum nicht an Smithers?"

„Du kannst so etwas vorschlagen? Du? Nach dem, was du über ihn gesagt hast?"

„Das hat nichts damit zu tun. Ich habe nichts dagegen, wenn du aus ihm herausziehst, was es zu ziehen gibt. Aber ich wünsche nicht, daß er mit meiner Schwester verkehrt."

Die beiden saßen in der Küche, dem einzigen Raume, der Mrs. Ludlow außer zwei Schlafzimmern zur Verfügung stand. Theodor stand plötzlich auf.

„Wohin gehst du?" fragte die Mutter besorgt.

„Ich beabsichtige, die Gelegenheit wahrzunehmen, Mr. Smithers Zimmer einen Besuch abzustatten. Bleibe hier, ich komme gleich wieder."

„Theodor, du hast kein Recht dazu."

„Ein Recht vielleicht nicht, aber triftige Gründe."

Er öffnete und schloß die Tür zum Nebenzimmer. Mrs. Ludlow wagte nicht, ihn daran zu hindern. „Großer Gott, was wird Mr. Smithers dazu sagen, wenn er es erfährt?" war alles, was sie einzuwenden den Mut hatte.

In dieser Hinsicht schien Theodor Ludlow sich keine Sorge zu machen. Er benahm sich in den zwei Zimmern des Mieters, als ob sie seine eigenen wären; riß Schränke und Schubladen auf, durchstöberte den Schreibtisch und öffnete, was sich öffnen ließ. Nur eine Dokumentenkassette leistete ihm Widerstand. Es war ein teurer Artikel, mit einem vorzüglichen Schloß ausgerüstet. Keiner seiner Schlüssel wollte passen. Schließlich versuchte er, mit der Klinge seines Federmessers den Deckel aufzusprengen, und dabei brach der dünne Stahl ab, die Spitze blieb unter dem Deckel stecken.

„Das ist dumm — sehr sogar", murmelte er. „Wenn beim Öffnen der Kassette das Stück Klinge herausfällt, weiß er, daß jemand daran gefingert hat. Was ist das?"

„Das war die Klingel der Eingangstür." Einen Augenblick war Mr. Ludlow starr vor Schreck, dann warf er einen Blick auf seine Uhr, der ihn beruhigte. Es war etwa neun Uhr. Er konnte daher noch nicht zurück sein.

Mrs. Ludlow steckte den Kopf zur Tür herein. „Es ist jemand draußen", sagte sie mit zitternder Stimme. „Willst du nicht zu mir in die Küche kommen?"

„Ich werde nachsehen gehen, wer es ist."

*

Auf der Schwelle stand der Mann, der „Mr. Smithers" vor der Safe Deposit Company angesprochen hatte. Er sah schäbiger aus als damals, und sein Boxergesicht war noch herausfordernder.

Die beiden Männer starrten einander eine Weile schweigend an, bis der Fremde in seiner eigenen Art das Eis brach.

„Na, kennst du mich nicht? Oder stellst du dich bloß so?"

Aus dem Hauch, der bei diesen Worten aus dem Munde des Fremden an Mr. Ludlows Nase drang, erkannte dieser, daß der späte Besucher dem Glase stark zugesprochen hatte. Da er selbst Abstinenzler war, bedeutete dies keine Empfehlung für den Mann an der Tür.

„Was wollen Sie?"

„Was ich will? Sehr viel! Und ich werde es auch kriegen."

Bei diesem Punkt traf Mr. Ludlow Anstalten, dem Fremden die Tür vor der Nase zuzuschlagen, aber dieser verhinderte es dadurch, daß er seinen Fuß dazwischen schob.

„Ich will Mr. Smithers sprechen."

Bei der Erwähnung dieses Namens öffnete Ludlow die Tür wieder. „Mr. Smithers ist nicht zu Hause. Kann ich ihm etwas ausrichten?"

„Nein. Ich werde warten, bis er zurückkommt — wenn nötig bis nächste Woche."

Mr. Ludlow überlegte. Der Fremde war sicherlich keine angenehme Bekanntschaft und in einem höchst unerfreulichen Zustand. Aber sein Benehmen deutete darauf hin, daß er „Mr. Smithers" gut kannte, und seine trunkene Zunge, geschickt angeregt, mochte vielleicht Dinge äußern, die „Smithers" noch mehr der Gnade oder Ungnade Ludlows ausliefern würden, als es bereits der Fall war.

„Kommen Sie herein."

„So ist's recht. Immer schön höflich unter gebildeten Leuten. Das hat bei mir noch niemand bereut."

Im Wohnzimmer von „Mr. Smithers" blieb der Fremde unter dem Kronleuchter stehen. Ludlow betrachtete ihn in voller Beleuchtung und kam zu der Ansicht, daß der andere bei näherer Besichtigung nicht gewann.

„Ist Smithers ein Freund von Ihnen?" fragte er.

„Er ein Freund von mir? Daß ich —! Er ist mein Feind. „Messer" heißt es zwischen uns beiden."

„Darf ich wissen, mit wem ich die Ehre habe?"

„Bill Hammick ist mein Name, und ich schäme mich nicht, ihn zu tragen, obwohl er schon öfter im Gerichtssaal aufgerufen wurde."

Ludlow spitzte die Ohren. Das waren also die Leute, mit denen „Smithers" Umgang pflog?

„Wodurch hat Mr. Smithers sich Ihre Feindschaft zugezogen?"

„Wodurch? Bestohlen hat er mich — um Millionen!"

„Entschuldigen Sie die Bemerkung, aber Sie sehen nicht danach aus."

„Natürlich, wenn Sie es besser wissen als ich —!" Ein Faustschlag auf den Tisch begleitete diese Worte. Mr. Ludlow hielt es für ratsam, einzulenken.

„Ein Glas Whisky angenehm?"

„Ob mir ein Glas Whisky angenehm ist? Herr, es hat noch keinen Augenblick in Bill Hammicks Leben gegeben, wo ihm ein Glas Whisky nicht angenehm gewesen wäre."

Mr. Ludlow war bis in den Grund seines Herzens erschrocken. Er verstand es aber, diese Gemütsbewegung zu verbergen. Auch schien er keine Gewissensbisse zu empfinden, als er dem Besucher „Mr. Smithers" Whisky-Karaffe und ein Glas vorsetzte. Bill Hammick betrachtete das einzelne Glas mit deutlichem Mißfallen.

„Und Sie?" fragte er. „Wollen Sie etwa mit mir aus einem Glase trinken?"

„Danke, ich bin Abstinenzler!"

„Ich dachte mir's, so sehen Sie auch aus. Aber wissen Sie, was ich dazu sage? Brr! sage ich. Teetrinkern traue ich nicht über den Weg. Sie sehen einem zu, während man trinkt und lauern darauf, daß man sich verplappert. Wahrscheinlich ist das auch Ihre Absicht. Ja, ja, jetzt verstehe ich die Sache. Darum haben Sie mich hereingeführt. Aber da sind Sie auf dem Holzwege, Herr. Aus Bill Hammick hat noch keiner was herausgekriegt, selbst wenn er ein ganzes Faß im Bauch hatte."

Nach einer halben Stunde war in Mr. Ludlow jeder Zweifel, den er an diesen Worten genährt haben mochte, gewichen. Obwohl Bill Hammick den Inhalt von „Smithers" Whiskyflasche erstaunlich schnell verminderte, stellte sich als einzige Folge ein, daß er noch streitsüchtiger und herausfordernder wurde. Dies veranlaßte Mr. Ludlow, dem an offenen Feindseligkeiten mit einem Manne, der sicher schon einmal im Boxring gestanden hatte, nichts lag, sein verstecktes Ausfragen aufzugeben. Auf der Suche nach einer Ablenkung verfiel er auf einen Gedanken. Ein Gegenstand kam ihm in den Sinn, von dem anzunehmen war, daß er bei dem Besucher Interesse erwecken würde. Eine Sekunde später stand „Mr. Smithers" Dokumentenkassette vor Hammick auf dem Tisch.

„Können Sie das Schloß öffnen?"

„Ob ich das Schloß öffnen kann? Herr, es gibt kein Schloß, das Bill Hammick nicht aufkriegt."

„Ohne Schlüssel meine ich —"

Ein mitleidiges Lächeln zeigte sich auf dem Gesicht des Besuchers. „Sie sind wohl ein bißchen plemplem? Wenn ich von einem Schloß spreche, meine ich natürlich eines ohne Schlüssel."

„Wollen Sie dies hier versuchen?"

„Hm — hm — ein Brahmaschloß! — Die Leute glauben, daß so ein Ding was nutz ist. Ich werde Ihnen gleich zeigen —"

Was Mr. Bill Hammick zeigen wollte, ließ jedoch auf sich warten; denn als er den eigenartig geformten Draht, den er aus der Tasche gezogen hatte, in das Schlüsselloch stecken wollte, schien er die richtige Stelle nicht finden zu können. Vielleicht war es auch, daß er zwei Schlüssellöcher sah, und sich nicht klar werden konnte, welches das richtige war.

Während er noch mit dieser unerwarteten Schwierigkeit kämpfte, erscholl von der Tür her eine klare, scharfe Stimme:

„Was geht hier vor?"

Der Sprecher war Rodway. Das Paar war so vertieft in Hammicks Arbeit gewesen, daß keiner von ihnen das Öffnen der Tür gehört hatte. Rodway trat näher, um sich die Antwort auf seine Frage zu holen.

„So, so, der Kerl wollte das Schloß knacken", sagte er.

Ohne ein weiteres Wort ergriff er Hammick beim Kragen und schleuderte ihn quer durchs Zimmer, mit soviel

Nachdruck, daß der Mann krachend an die Wand prallte. Dann sah er Ludlow an.

„Und du hast ihm dabei Vorschub geleistet."

Mr. Ludlow hielt es für das Ratsamste, zu schweigen. Bill Hammick war jedoch anderer Meinung.

„Wer war das?" schrie er. „Wenn der Kerl, der das getan hat, mir unter die Finger kommt, bringe ich ihn um."

Rodway war durch diese Drohung keineswegs eingeschüchtert, vielmehr betrachtete er seinen zukünftigen Mörder, der sich trotz der Nähe der Wand kaum auf den Füßen halten konnte, mit einer Mischung von Abscheu und Verachtung.

„Sie sind betrunken, Mann", sagte er. „Wahrscheinlich von Mr. Smithers' Whisky, den Ihr sauberer Freund und Spießgeselle Ihnen vorgesetzt hat. Ich kenne Sie übrigens. Sie sind der Mann, der seit ein paar Tagen hier herumlungert. Wenn Sie sich noch einmal in dieser Gegend sehen lassen, so verfahre ich noch ganz anders mit Ihnen als eben."

(Fortsetzung folgt.)

Blauer Tiger im Mondenschein.

Skizze von **Otto Vetter.**

In der Blockhütte des Fallenstellers Turgai schwatzten sie vor dem Petroleumofen, es mochte gegen ein Uhr morgens sein: der baumlange Amurflößer Jefimow, dann der Holzfäller Dimitri, schließlich der Lauteste der Gesellschaft, Serje, ein riesiger Bauer, der seinen Hof am Fuße der Aldan-Berge verlassen mußte. Fürchterliche Flüche stieß er aus, denn die Behörden von Chabarowsk hatten Beauftragte zu ihm an den Ussuri geschickt, seine Wolfsfarm mit einer neuen Steuer zu belegen. „Das hast du davon, züchtest ihnen eine neue Hunderasse, jetzt fressen sie dir den Profit!" Dimitri nahm einen kräftigen Schluck aus der Wodka-Karaffe, schlug Serje aufs Knie: „He, laß deine Wölfe laufen!" Serje grinste: „Damit du sie dir einfängst?! Nein, Dimitri . . ."

Der Flößer Jefimow machte eine Handbewegung, genug hatte er von dem Geschrei; gleich erzählte er sein Erlebnis mit dem Ostjaken Sul, einem alten Windanbeter von der oberen Lena, der eines Tages seine ganze Renntierherde verschenkte, um unter die Goldsucher zu gehen. Sul hatte am Fuße des Urulgan-Gebirges einen Platinklumpen gefunden, zweiunddreißig Pfund wog das Stück weißen Metalls. Seitdem blieb der Ostjake verschwunden. Jefimow hatte ihn im Sommer von seinem Floß auf der Lena das letztemal gesehen und herangewinkt. Der Windanbeter wollte ihn verlocken, mitzukommen. Er wisse Gold, das man mit Dolchen und alten Zarensäbeln aus dem Boden kratzen könne. Jefimow aber seien die Strapazen eingefallen, die besonders im Winter kein Russe auszuhalten vermöge. „Doch war ich ein Verrückter!" schrie er jetzt und schlug mit der Faust auf die rohen Tischplanken. „Hätte mitmachen sollen; die im Süden brauchen Gold. Ein Amurschiffchen hätte ich mir dann in Nikolajewsk bauen lassen, damit eure Felle nach dem Ochots-Busen gebracht. Glaubt es, he, ihr Hundesöhne: Gold werde ich dennoch suchen, ihr Zobelfresser. Sauft nur Wodka, bis euch, verdammt, der blaue Tiger holt!"

Turgai, der Besitzer der Blockhütte, mischte sich ein: „Was weißt du von der blauen Bestie! Ha, ha! Bist wirklich verrückt, die Taiga macht dich krank im Winter, hast noch nie den sibirischen Tiger gesehen!" Belustigt höhnte Serje: „Er wird dich fressen, Jefimow, heute noch, manchmal kommt er im Mondenschein, der Blaue."

Die rauhe Gesellschaft begann auf einmal zu singen, dann gluckerten die Kehlen wieder, Turgai ging daran, mitten in der Hütte ein neues Feuer anzufachen, schichtete trockene Scheite übereinander, setzte sie in Brand. Schließlich erhob sich Dimitri von seinem Sitz, spießte auf den Wink des Fallenstellers zwei gerupfte Schneehühner auf eine Eisenstange, dazu einen Hasen, bald brutzelte es, Qualm erfüllte den Raum, so daß Serje mit seinen schweren Stiefeln die Tür aufstoßen mußte.

Während Dimitri drinnen den Spieß drehte, waren die drei anderen Männer vor die Hütte getreten. Turgai ging an seine Wachhunde heran und streichelte sie. Hinter einem rohen Pfahlverschlag scharrten zwei Renntierkühe, die am Morgen und Abend die fette Milch lieferten. Am Tage ließ sie der Fallensteller frei, sie kratzten sich dann ihre Nahrung, Moos und verkrustete Flechte, selbst unter dem Schnee hervor. Ein Berg gefrorener Felle lag aufgeschichtet: weiße Füchse und Schneehasen, Pelze vom Rotwolf, aber auch Zobel fingen Turgai und seine Gehilfen. Dreimal im Jahr wurde der Reichtum von den Agenten der Regierung abgeholt. Dann gab es so viel Geld, daß man nach Wladiwostok reisen konnte, zu den hübschen Chinesenmädchen oder den stolzen Russinnen. Zwei Monate bummelte man gewöhnlich in der Hafenstadt, bis das Geld zusammenschmolz. Dann war auch der kurze Sommer dahin, und die Tiere der Taiga bekamen von neuem ihren Winterpelz . . .

„Fertig!" rief Dimitri. Die drei traten in die Hütte zurück, rissen gierig an dem gebratenen Fleisch. In das Schmatzen der Männer mischte sich das Jaulen der Hunde, denen der Brodem verlockend in die Nasen stieg. Serje holte aus der Ecke ein frisches Fäßchen Wodka, warf es gröhlend auf den Tisch, Jefimow erhob sich und trat das offene Feuer völlig aus. Ihm ging mit einmal das Gekläffe der Wachhunde auf die Nerven. Er horchte. Turgai machte das ärgerlich, er sah scharf nach Jefimow hin und kommandierte: „Setz dich, Elender, was spitzt du die Ohren!" Jetzt begann Serje wieder zu spotten: „Laß ihn, Brüderchen, er vernimmt die Schritte des Blauen! Seht ihr, wie seine Augen vor Angst größer werden?" Die drei lachten. Jefimow stieß einen Fluch hervor und sprang hinaus. Gleich ging das Jaulen der Hunde in ein klägliches Winseln über. Der Amurflößer stand im Mondenschein, die Hunde starrten ihn an, dann schnappten sie bösartig in der Richtung nach dem Fellstapel.

Der Schnee knirschte laut unter den Stiefeln des Neugierigen, der nun näher auf die Tiere zuschritt. Plötzlich erhob sich ein unheimliches Fauchen; blitzartig wandte sich Jefimow um, sein Atem stockte, das Herz stand für Sekunden still. Der Mann griff sich mechanisch an den Kopf. Narrte ihn der Mond oder der — Wodka? Ein Gespenst stand da und warf seine bleichen Schatten, eine riesige Katze über der größten Renntierkuh! Blut und Fleischfetzen hingen der Bestie in den Schnurrhaaren. Die Spitzen des gestreiften Fells schimmerten bläulich im Mondlicht . . .

Der Flößer stand wie angewurzelt, er wollte seine Freunde rufen, aber die Kehle war ihm zugeschnürt. Mensch und Raubtier sahen sich erstarrt in die Augen. Nach einer Weile duckte sich der Tiger, seine Lichter funkelten, bösartiger noch kam jetzt das Fauchen. In diesem Augenblick schlugen die Hunde wieder fürchterlich an. Ganz langsam, den Tiger nicht aus den Augen lassend, zog sich Jefimow zurück. Die Tür der Blockhütte ging auf, Serje trat zuerst in den Mondenschein, das Lästern erstarb ihm auf der Zunge; auch Turgai rief nicht den Namen Jefimows, er stürzte augenblicklich zurück, das Gewehr zu holen.

Es war zu spät. Dimitri kam gerade noch dazu, wie der blaue Tiger mit einem gewaltigen Satz hinter dem Fellstapel hervorstieß, die Lenden des Renntiers im Rachen, und davonjagte. In riesigen Sprüngen setzte das Raubtier über den glitzernden Schnee. Als Turgai die Flinte endlich in Anschlag brachte, bot die Bestie schon kein sicheres Ziel mehr. Mit dem besten Teil der Beute verschwand sie im Urwald . . .

In dieser Nacht lachten die Fallensteller kaum mehr, schweigend leerten sie die Gläser. Nachdem die Hunde von der Kette gelassen waren und sich wie toll auf den Rest der Blutsuppe stürzten, warf sich einer nach dem anderen der Männer aufgeregt auf das Lager.

Rudolf Presber †.

Er war ein Künder des lebensfrohen Optimismus

Rudolf Presber war sein ganzes Leben hindurch der Künder des lebensfrohen und lebensbejahenden Optimismus. Dadurch wird seine große Beliebtheit erklärlich, die ihm eine nach Hunderttausenden zählende Lesergemeinde schuf. Es ist nicht zuviel gesagt, daß er manchen Griesgram wieder zum Lachen bekehrt hat. Er pries in seinen Werken, in Versen und in Prosa, einen horazischen Lebensgenuß, und wenn er dabei dem Wein eine hervorragende Rolle zuwies, so geschah es, weil er in dieser Hinsicht nicht etwa erblich belastet, sondern gewissermaßen erblich begnadet war. Seine Mutter war die Tochter eines Frankfurter Weinhändlers, sein Großvater Bürgermeister in Rüdesheim.

Der am 4. Juli 1868 in Frankfurt am Main Geborene hat sich die innere Beweglichkeit der Bewohner dieser Stadt sein ganzes Leben hindurch bewahrt. Selbst das Studium der Philosophie bei Kuno Fischer in Heidelberg, das ihn sogar zu einer Auseinandersetzung mit der Schopenhauerschen Weltauffassung in seiner Doktorarbeit brachte, hat ihn nicht von der Grundeinstellung der Lebensbejahung abgelenkt. Im Gegenteil, gerade seine Gedichte und kleinen Novellen, die er in jener Zeit mehr aus Liebhaberei denn aus schriftstellerischem Drang schrieb, sprühen vor Heiterkeit und ungezwungenem Humor. Seit der Jahrhundertwende lebte Rudolf Presber in Berlin, zunächst als Journalist, dann als Leiter und Herausgeber der „Lustigen Blätter" und der Zeitschriften „Arena" und „Über Land und Meer". Sie gewannen ihr eigenes Gesicht durch die unerschöpfliche Folge der Beiträge aus Presbers Feder.

Bald wandte er sich auch größeren Aufgaben zu. Sein erstes Werk dieser Art hat sich ganz Deutschland erobert: „Von Leutchen, die ich lieb gewann." Ihm folgte später „Von Kindern und jungen Hunden". Seine Romane erlebten viele Auflagen. „Das Zimmer der Frau von Sonnenfels" hatte bereits 1925 die 35. Auflage erreicht. „Mein guter Benjamin" ist auch heute noch der beste Heidelberger Roman, der jemals geschrieben worden ist. „Das Haus Ithaka" war das letzte größere Werk Presbers auf diesem Gebiet.

Auch auf der Bühne hat er wiederholt große Serienerfolge errungen. Zusammen mit Gustav Kadelburg schrieb er das Lustspiel „Der dunkle Punkt", mit Franz von Schönthal „Der Retter in der Not", mit Leo W. Stein „Die selige Exzellenz". Mit dem gleichen Mitarbeiter brachte er später die historischen Komödien „Liselotte von der Pfalz" und „Die Ballerina des Königs" heraus. Vor wenigen Tagen kam in Dresden seine „Hofjagd in Steinach", ein Metternich-Lustspiel, das er mit Leo Lenz verfaßt hatte, zur Uraufführung. Seine Chalderon-Übersetzung „Der standhafte Prinz" ist für die kommende Spielzeit von mehreren Bühnen in Aussicht genommen.

In den letzten Jahren seines Lebens litt Presber unter beschwerlicher Krankheit, vor allem unter zunehmenden Herzbeschwerden. Sein Humor wurde jedoch dadurch nicht beeinträchtigt. Presber besaß eine außerordentliche Sprachgewandtheit, ihm flogen die Verse mit zumeist überraschenden Reimen gerade nur so zu. In seiner Prosa nimmt die behagliche, fast Rabesche Breite der Schilderung einen großen Raum ein, ohne jedoch langweilig zu werden. In der Charakterisierung komischer Menschentypen war er unübertroffener Meister. Von tieferen Problemen hielt er sich bewußt fern, und doch kann man ihn einen lachenden Philosophen nennen, der mit wenigen treffenden Worten mehr zu sagen wußte, als andere mit dicken Büchern. Rudolf Presber gehörte zu den wenigen Schriftstellern der Gegenwart, die man „liebgewann".

 **Bunte Chronik** 

Er bezahlt seine Steuern in Ziegelsteinen.

Die Steuerbeamten der kleinen französischen Stadt Lens blickten dieser Tage erschrocken aus den Fenstern des Finanzamts-Gebäudes auf die Straße herab. Dort wurden von einem Wagen Berge von Ziegelsteinen abgeladen. Als man sich bei einem Kutscher der Fuhren höflich erkundigte, ob denn Bauarbeiten im Hause vorgesehen wären, erklärte der Mann seelenruhig: „Nicht daß ich wüßte! Herr Gaullet, Inhaber der Backstein- und Kalksteinfabrik in Garvin, begleicht mit diesen Ziegelsteinen den Rest seiner Steuerschuld — bares Geld haben wir nicht!" Es war tatsächlich so: Der Inhaber der Backsteinfabrik war vom Steuereinnehmer mit Zwangsvollstreckung bedroht worden, obwohl er schon einige Teilzahlungen geleistet hatte und obwohl die Regierung den Steuerzahlern, die sich in besonderen Schwierigkeiten befanden, Nachsicht zugesagt hatte. Herr Gaullet wußte sich also nicht anders zu helfen, als daß er seine Fabrik kurzerhand schloß und den Rest der Steuerschuld in Ziegelsteinen bezahlte. Er zog also mit seinen 40 Arbeitern vor das Steueramt, ließ hier 1500 Ziegelsteine abladen, die etwa den Wert nach die 135 Frank darstellten, um die er im Rückstand war, und begab sich dann mit seinen Leuten auf die Mairie, um sie für die Arbeitslosenunterstützung anzumelden.

Ein einzigartiges Testament.

Mit einem heiteren und einem nassen Auge erfuhr jetzt ein junger Mann in Budapest von einer Riesenerbschaft, die ihm zugefallen war. Ein reicher Budapester Bäckermeister, der ein Vermögen von fast zwei Millionen Pengö hinterließ, hatte zugleich eins der seltsamsten Testamente ausgedacht. Er hinterließ sein großes Vermögen einem Neffen, der ein ausgemachter Taugenichts ist. Seine Faulheit und seine Trunksucht hatten den braven Bäckermeister schon oft aufs tiefste geärgert. Jetzt hat er versucht, an die Erbschaft ein vielleicht unfehlbares Erziehungsmittel zu knüpfen. Die Bedingung lautet folgendermaßen: das gesamte Vermögen soll in Brennholz angelegt werden. Von diesem Holz erhält der Neffe täglich nur soviel, als er in der Lage ist, selbst zu Kleinholz zu zerhacken. Dann soll er dieses Kleinholz in einem Laden an die Kundschaft verkaufen. Das bedeutet, daß der Neffe jahrelang schwer arbeiten muß, wenn er überhaupt etwas von dem vielen Geld haben will. Unterwirft er sich nicht gutwillig den Bedingungen des Testaments, so fällt das gesamte Vermögen an einen anderen Neffen, einen Rechtsanwalt, der zugleich mit der Testamentsvollstreckung und der Überwachung der Bestimmungen betraut worden ist. Es ist wohl keine Frage, daß der Rechtsanwalt den jungen Taugenichts besonders gut überwachen wird, denn der kleinste Verstoß des jungen Mannes würde ihn selbst zum Erben des Riesenvermögens machen.

 **Lustige Ecke** 



Im Mülleimer. „Ich danke auch recht schön für die Zigarren, liebe Tante — jawohl, ausgezeichnet, ich habe sie gerade hier vor mir!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z. o. p., beide in Bromberg.